

Laura Meschede

Die Mensch-Maschine

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG MAGAZIN

Die Mensch-Maschine

Unsere Autorin hat wochenlang bei »Amazon Mechanical Turk« geschuftet – einer digitalen Plattform, auf der Arbeiter weltweit um Kleinstaufträge konkurrieren. Die Jobs sind miserabel bezahlt, der Druck ist hoch, jeder ist auf sich allein gestellt: Sieht so die Zukunft der Arbeit aus?

In einem kleinen Büro am Rande einer indischen Schnellstraße sitzen drei Frauen an veralteten Lenovo-Laptops und tippen Kassenzettel ab. Wofür? Das wissen sie nicht. Sie wissen nur: Mit jedem abgetippten Kassenzettel verdienen sie 0,03 Dollar. Die Frauen sind meine Kolleginnen – und meine Konkurrentinnen im Kampf um den nächsten Auftrag.

Seit einigen Wochen arbeite ich als Clickworkerin für Amazon Mechanical Turk. Mechanical Turk ist ein Onlineportal, auf dem Firmen Aufgaben einstellen, die sich innerhalb von ein paar Minuten erledigen lassen. Einen Kassenzettel abtippen, beispielsweise. Oder zwanzig Fotos auf ihre Jugendfreiheit prüfen. Diese Aufgaben erledigen die »Turker«: Meine etwa 500 000 Kollegen weltweit – und ich. Mit jeder Aufgabe, die wir auf unserem Computer oder Smartphone abschließen, verdienen wir zwischen einem Cent und ein paar Euro. Dabei konkurrieren wir in Echtzeit um dieselben Aufträge. »A global, on-demand, 24x7 workforce«, schreibt Mechanical Turk auf seiner Homepage: weltweit jederzeit verfügbare Arbeitskräfte, 24 Stunden am Tag, sieben Tage in der Woche.

Mechanical Turk steht nicht jedem offen. Man werde meine Bewerbung prüfen, lässt mich Amazon wissen, als ich mich im Januar 2017 mit Namen und Mailadresse auf Mechanical Turk registriert habe. Ein paar Tage später die Nachricht: »Wir haben die Prüfung Ihres Accounts abgeschlossen. Leider müssen wir Ihnen mitteilen, dass Sie nicht die Erlaubnis bekommen werden, auf Mechanical Turk zu arbeiten.« Warum nicht? »Unsere Account-Prüfungskriterien sind gesetzlich geschützt, und wir können die Gründe, aus denen die Registrierung verweigert wurde, nicht offenlegen.«

Fünf Monate nach meinem gescheiterten Anmeldeversuch bekomme ich überraschend noch eine Mail. »Herzlichen Glückwunsch! Ihr Mechanical Turk Account wurde genehmigt.« Auch der Sinneswandel bleibt unerklärt. Jedenfalls: Ich bin jetzt eine Turkerin.

Wenn man ausdrücken möchte, dass etwas neu und modern ist, nennt man es in Deutschland bei seinem englischen Namen. Die Menschen, die auf Portalen wie Mechanical Turk Aufträge erledigen, werden als »Clickworker« oder »Crowdworker« bezeichnet. Eine Studie der Universität Kassel von April 2017 beziffert die Zahl der registrierten Crowdworker in Deutschland mit etwa einer Million, wovon knapp 250 000 tatsächlich als Crowdworker arbeiten sollen. Die Zahl der Vollzeit-Crowdworker dürfte weit unter dieser Zahl liegen. Klar ist aber: Es werden mehr. Das Bundesministerium für Arbeit und Soziales attestiert den Crowdworking-Plattformen in einem Heft zur Zukunft der Arbeit ein »hohes Wachstumspotenzial«.

»Guten Tag, wohin würden Sie gerne fliegen?«, fragt die Stimme aus meinem Computer. »Nach Istanbul«, sage ich. »Einen Moment, bitte, ich suche für Sie nach geeigneten Flügen für Ihr Datum«, sagt die Stimme. Wie sympathisch ist mir das? Ich gebe sechs von zehn Punkten.

»Hey, du brauchst einen Flug, oder? Wohin willst du denn?«, fragt mein Computer. Und, wie sympathisch ist das jetzt? Ich klicke mich durch die Computerstimmen. Fünf verschiedene Gespräche soll ich führen und im Anschluss jeweils bewerten, wie vertrauenswürdig, sympathisch, anstrengend ich die Computerstimmen am anderen Ende der Leitung fand. Dafür gibt es 1,50 Euro.

Automatisiere ich gerade Callcenter-Angestellte weg? Was die Jobs bezwecken, die ich als Turkerin erledige, erfahre ich nicht. Ich bekomme nur Anweisungen, was ich zu tun habe. Vielleicht werden die Computerstimmen, die ich bewertet habe, bald statt Menschen für irgendeinen Reiseanbieter die Buchungswünsche der Kunden entgegennehmen. Eigentlich, denke ich, bin ich bei manchen Aufträgen ganz froh, dass ich nicht weiß, wozu sie gut sind.

»Crowdworking« gibt es in vielen Formen: Crowdworker schreiben Werbetexte für Produkte, erstellen Grafiken oder programmieren Homepages. Bei Mechanical Turk geht es darum, künstliche Intelligenz zu simulieren. Viele Aufgaben, die Menschen simpel erledigen können, sind für Maschinen nämlich sehr kompliziert. Etwa zu bewerten, ob eine Person auf einem Foto eher zufrieden oder übellaunig schaut.

Oder zu erkennen, welche der Dutzenden von Zahlen auf einem Kassenzettel die Steuer ausweist. Deswegen zerteilen manche Unternehmen solche Arbeiten in Zehntausende kleine Aufgaben und stellen sie einzeln bei Mechanical Turk ein. »Human Intelligence Tasks« werden diese Aufträge genannt – »menschliche Intelligenz-Aufgaben«.

2009 ist in den USA eine App auf den Markt gekommen, die verspricht, Spesenabrechnungen zu automatisieren – »Expensify«. Das Konzept hinter der App: Nutzer laden Fotos ihrer Quittungen hoch, »und Expensify schreibt sie automatisch ab und liefert eine Spesenabrechnung«. Die Technik dahinter heißt »SmartScan« und kam bei Investoren gut an: Seit seiner Gründung hat das Unternehmen knapp dreißig Millionen Dollar von Geldgebern bekommen.

Im vergangenen Jahr hat sich herausgestellt: So ganz automatisch wurden die Quittungen nicht abgeschrieben. Zumindest zeitweise haben Menschen das Abtippen der Quittungen übernommen – über Mechanical Turk.

Der Name »Mechanical Turk« spielt auf eine gefälschte Künstliche Intelligenz aus dem 18. Jahrhundert an: eine angeblich eigenständig Schach spielende Maschine, in der sich ein menschlicher Schachspieler versteckt hielt. Auf seiner Homepage bezeichnet Mechanical Turk seine Arbeiter als »künstliche künstliche Intelligenz«.

Wenn ich einen neuen Auftrag annehme, versuche ich zu erraten, wozu er dienen könnte. Das macht die Arbeit interessanter. Zumindest zehn Minuten lang. Spätestens wenn ich zum zwanzigsten Mal entschieden habe, ob die Smileys auf Bild A den Smileys von Bild B oder denen von Bild C ähnlicher sehen, vergeht mir auch daran der Spaß. Die meisten Aufgaben auf Mechanical Turk kosten genau so viel Konzentration, dass ich mich langweilen, nicht aber einen Podcast hören kann.

»Digitalisierung führt in vielen Bereichen auch dazu, dass die Arbeitsabläufe stark vereinfacht werden und es zu sehr monotonen (Rest-)Arbeiten kommen kann. Übrig bleiben dann nur Tätigkeiten, die die Maschinen mechanisch (noch) nicht ausführen können.« So zitiert das Bundesministerium für Arbeit und Soziales in seinem Heft zur Zukunft der Arbeit den Handelsverband Deutschland.

»Monotone Restarbeiten«: Ist das die Zukunft?

Anruf bei Jerry Kaplan. Kaplan ist Unternehmer und Informatiker, er lehrt in den USA an der Stanford University zum Einfluss von Künstlicher Intelligenz auf die Gesellschaft. In seinem Buch *Artificial Intelligence: What everyone needs to know* schreibt er: »Ja, Roboter werden uns die Jobs wegnehmen. Aber eine sinnvollere Art, darüber nachzudenken, ist, dass sie unsere Fähigkeiten obsolet machen werden.«

Ein Beispiel dafür seien die Kassierer: Früher, so lange ist das noch nicht her, musste der Mensch hinter der Kasse die Preise der Produkte händisch in ein System eintippen. Dann kam die Automatisierung – und damit mussten die Produkte nur noch über ein Band gezogen werden. Jetzt am Telefon nennt Kaplan noch den Coffeeshop-Verkäufer: »Früher hat er umständlich Kaffee zubereitet – heute drückt er in den meisten Fällen einfach auf den Knopf der Kaffeemaschine.«

Die Gefahr, so sieht das Kaplan, liege dabei weniger darin, dass den Menschen in Zukunft nur noch monotone Restarbeiten bleiben, als vielmehr darin, dass für diese Arbeiten weniger Menschen gebraucht werden: Weil es schneller geht, Produkte über ein Band zu ziehen, als ihre Preise abzutippen, gibt es weniger Kassierer als früher. Ein Schicksal, das viele heutige Dienstleistungs- und Industrieberufe treffen könne.

Der Großteil der Arbeit, vermutet Kaplan, werde sich in der Zukunft auf Bereiche verteilen, die durch Maschinen nicht ersetzt werden können: auf »Mensch-zu-Mensch-Berufe«. Also: Masseur, Berater, Pflegekräfte. »Man kann also nicht sagen, dass alle Menschen in Zukunft Hilfsarbeiter von Maschinen sein werden«, sagt Kaplan. »Aber das Phänomen wird sicherlich zunehmen.«

Eigentlich, denke ich, während ich den siebzehnten Kassenzettel des Tages abtippe, bin ich als Turkerin nichts anderes als eine moderne Fließbandarbeiterin: So wie in der Industrialisierung Tausende Menschen am Fließband mechanische Webstühle zusammengebaut und bedient haben, statt wie zuvor als Weber zu arbeiten, so tippe ich Quittungen ab, statt wie eine Sekretärin den ganzen Vorgang einer Spesenabrechnung zu übernehmen.

Man kann nicht nichts denken, meint die Wissenschaft. Ich sage: Die Forscher haben nie bei Mechanical Turk gearbeitet. Wenn ich einige Stunden lang eine bestimmte Aufgabe bearbeite, ist mein Kopf leer. Meine Hand mit der Maus malt die Umrisse von Gebäuden nach, einmal, zweimal, siebzehnmals, irgendwann tut sie weh, und ich denke: nichts.

Den Erfolg meiner Arbeit messe ich in Centbeträgen. Ob ich zwei oder vier Stunden lang gearbeitet habe, erkenne ich an der Eurozahl am rechten Bildschirmrand. Das geht auch den anderen Turkern so: Zu Beginn des Tages legen sich fast alle von uns ein Tagesziel fest, einen bestimmten Geldbetrag. Viele

posten ihr Ziel in unsere Facebook-Gruppe »Turkers United« und melden sich noch einmal, wenn sie es erreicht haben. Zeit ist Geld: Nie habe ich diesen Spruch so gut verstanden wie jetzt.

Der Unterschied zwischen einem menschlichen Vorarbeiter und einem Computer ist, dass der Computer keine Rückfragen beantwortet. Zum Beispiel über den Penis auf meinem Bildschirm. Der ist nämlich nackt und erigiert und damit schwer einzuordnen. Fällt das jetzt noch unter Erwachsenen-Content (»mit Gegenständen verdeckte Genitalien, Nacktheit, Erektion unter Kleidung«), oder ist es schon ein Verstoß gegen die Regeln (»aktive sexuelle Handlungen«)?

Es ist meine zweite Woche bei Mechanical Turk, gerade sortiere ich Bilder auf ihre Jugendfreiheit, und allmählich stelle ich fest: Der Job ist doch nicht nur simpel. Denn als Turker darf man keine Fehler machen. Sonst droht eine »Rejection«, eine Ablehnung. Das bedeutet: Der Auftraggeber urteilt, dass man den Job nicht richtig erledigt habe – und bezahlt nicht. Das weit größere Problem als die paar entgangenen Cent ist dabei, dass die Zahl der Rejections, die man bekommt, im eigenen Profil vermerkt werden. Würden mehr als ein Prozent der Jobs, die man erledigt hat, vom Auftraggeber abgelehnt, werden bestimmte Aufträge für einen gesperrt. Bei einer Ablehnungsquote von fünf Prozent dürfte man Schwierigkeiten haben, überhaupt noch Aufträge zu bekommen.

Nur: Was tun, wenn die Arbeitsanweisungen nicht klar formuliert sind? Theoretisch ist es möglich, den Auftraggebern eine Mail zu schreiben. Praktisch reagieren viele darauf nicht – und alle anderen erst, wenn der Auftrag längst von Turkern aus anderen Teilen der Welt erledigt wurde. So richtig verantwortlich für mich fühlen sich weder Mechanical Turk noch die Auftraggeber.

»MTurk betreibt einen Marktplatz für Arbeit«, schreibt Mechanical Turk auf seiner Homepage. »Wir bringen einen Pool aus Arbeitern mit Firmen, die Arbeit erledigt haben wollen, zusammen.« Und weil sie ja kein Arbeitgeber seien, sondern nur ein Marktplatz, fühlen sie sich für meine Arbeitsbedingungen nicht verantwortlich.

Ein bequemes Konzept – das nicht nur Amazon nutzt: In den vergangenen Jahren ist die Zahl der selbst ernannten Plattformen rasant angestiegen. Der Taxiunternehmer Uber besitzt kein Auto, der Apple-Store verdient Millionen mit Apps, die andere programmiert und hochgeladen haben, und der Hotelservice Airbnb macht Geld mit der Vermietung von Wohnungen, die ihm nicht gehören.

Sind diese Firmen wirklich nur Marktplätze? Für ein Unternehmen lohnt es sich, Arbeiter anzuheuern, wenn es mit ihnen Geld verdient. Mechanical Turk kassiert für jeden Job, den ein Arbeiter auf seiner Homepage erledigt, mindestens zwanzig Prozent der Bezahlung. Aber auch die Auftraggeber, die »Requester«, ziehen sicher Profit aus meiner Arbeit, sonst würden sie die Aufträge bei Mechanical Turk ja nicht einstellen. Wenn zwei Unternehmen direkten Gewinn mit meiner Arbeit machen – für welches von ihnen arbeite ich dann?

Anruf bei Six Silberman, der in der IG Metall für Crowdfunding zuständig ist. »Herr Silberman, für wen arbeite ich?« Silberman lacht. »In erster Linie für Amazon«, sagt er. »Auch wenn die das gerne anders darstellen.« Silberman sieht in dem Begriff der Plattform den Versuch von Unternehmen, sich um Arbeitnehmerrechte zu drücken. »Wir sollten dieses Wort nicht verwenden. Sonst folgen wir dem Mythos der Konzerne, nach dem sie keine Verantwortung für die Leute tragen würden, die für sie arbeiten.«

In meiner dritten Woche bei Mechanical Turk kassiere ich meine erste Rejection. Und meine zweite. Und dritte. Alle von demselben Auftraggeber. Dabei hatte der Job einen sehr verlockenden Eindruck gemacht: Zehn Cent pro Aufgabe sollte ich bekommen, und das Einzige, das ich dafür zu tun hatte, war, fünf Sätze darauf zu bewerten, ob sie einen unhöflichen, freundlichen oder neutralen Eindruck machen. Was habe ich falsch gemacht?

Ich schreibe dem Auftraggeber eine Mail und bitte um eine Erklärung. Keine Antwort. Die liefert das Internet: In dem Forum »Turker Nation« berichten mehrere andere Turker von willkürlichen Rejections. Anscheinend lehnt dieser Auftraggeber einen bestimmten Teil der abgegebenen Arbeiten einfach ab. Egal, ob darin ein Fehler vorkommt oder nicht.

Und jetzt? Bald wird mir klar: Nix jetzt. Das Einzige, was ich machen kann, ist, den Auftraggeber künftig zu meiden.

Als Turkerin gelte ich als Selbstständige. Als Solo-Selbstständige, um genau zu sein. Damit liege ich im Trend: Während sich die Zahl der Selbstständigen mit Angestellten seit zwanzig Jahren in Deutschland nicht sonderlich verändert hat, werden die Solo-Selbstständigen immer mehr. Allein seit dem Jahr 2000 ist ihre Zahl in Deutschland um eine halbe Million gestiegen – auf 2,31 Millionen.

Anfang Januar 2018 starb in England ein selbstständiger Paketzusteller an Diabetes. Er hatte sich nicht getraut, für einen Arztbesuch freizunehmen. Sein Arbeitgeber, der Paketdienst DPD, hatte ihm Strafen angedroht, sollte er nicht zur Arbeit kommen, ohne einen Ersatz für seine Touren zu finden.

Früher waren die meisten Selbstständigen Unternehmer: Landwirte, Händler, Hoteliers. Sie hatten ihre eigenen Betriebe und haben ihre Preise selbst festgelegt. Aber es gibt seit Jahren immer weniger

selbstständige Kaufleute, Bauern und Hoteliers. Die neuen Selbstständigen sind Künstler, Berater, Lehrer – oder sie arbeiten im Gesundheitssektor oder in sozialen Berufen. In genau den Bereichen also, die Jerry Kaplan als die »Zukunft der Arbeit« bezeichnet hat.

Je länger ich als Turkerin arbeite, desto mehr bekomme ich den Eindruck: Was ich hier mache, ist keine mit der Digitalisierung entstandene neue Form der Beschäftigung – sondern in erster Linie ein Angestelltenjob ohne Urlaubsanspruch.

Schwierig ist auch die Sache mit dem Geld. In der Facebook-Gruppe »Turkers United« posten jeden Freitag meine Kolleginnen und Kollegen ihre Einnahmen der aktuellen Woche: 145,08 Dollar, 219,86 Dollar, 313,84 Dollar. Ich verdiene in meiner ersten Woche als Vollzeit-Turkerin 16,49 Euro. Das liegt auch daran, dass ich nur selten Aufträge bearbeite, die weniger als zwanzig Cent bringen: Seit ich an einem meiner ersten Tage fünf Stunden lang durchgängig Kassenzettel abgetippt und am Ende 3,57 Euro verdient hatte, ist meine Bereitschaft, für drei Cent Aufträge zu bearbeiten, erheblich gesunken.

Nur: Besser bezahlte Jobs gibt es nur sehr wenige. An vielen Tagen finde ich keinen einzigen. An denen scrolle ich durch die Seite, bearbeite mal hier, mal da eine Aufgabe und verbringe neunzig Prozent meiner Zeit damit, die Anweisungen von Aufgaben zu lesen, von denen ich dann nur eine bearbeiten kann, weil der Rest in der Zwischenzeit von Turkern aus irgendeinem anderen Teil der Welt erledigt wurde. Von den gut bezahlten Aufgaben werden meistens nur wenige gleichzeitig eingestellt. Und die Konkurrenz ist schnell.

In »Turkers United« sind wir solidarisch miteinander, auch wenn wir uns gleichzeitig im anderen Tab die Aufträge wegarbeiten. Wir empfehlen einander gut bezahlte Jobs und lästern über schlechte Auftraggeber. Ländergrenzen spielen keine Rolle. Hier habe ich auch Kongu kennengelernt. Kongu ist so alt wie ich: 23. Vor zwei Jahren hat er sein Studium der Ingenieurwissenschaften abgeschlossen. »Bei Mechanical Turk kann ich bis zu 250 Euro im Monat verdienen, und damit ist es ein guter Job«, sagt Kongu. »Wie meine Arbeitsbedingungen aussehen, ist mir dabei nicht wichtig.« Ich will Kongu kennenlernen, mehr über sein Leben und seine Arbeit erfahren – und mir Tipps holen, wie ich meine Arbeit effektiver gestalten kann. Denn von 250 Euro im Monat bin ich mit meiner Turk-Arbeit weit entfernt.

Kongu steht am Rande einer Reisplantage unter einer Kokospalme. Neben ihm spritzen sich seine kleinen Geschwister gegenseitig Wasser ins Gesicht, im Hintergrund dreht sein Onkel mit langsamen Bewegungen das Rad, das die Bewässerungsanlage antreibt. »Wenn es zu heiß wird, nutzen wir das hier als Pool«, sagt Kongu und deutet auf den Wasserspeicher. Kongu lebt in Tamil Nadu, im Süden von Indien. Seit 2011 arbeitet er an fünf Tagen die Woche in Vollzeit für Mechanical Turk. An den beiden übrigen Tagen hilft er seinen Eltern auf dem Reisfeld. So wie heute.

»Früher habe ich bis zu zehn Stunden täglich bei Mechanical Turk gearbeitet«, sagt Kongu. »Aber dann habe ich Probleme mit den Augen bekommen. Vom Starren auf den Bildschirm. Jetzt arbeite ich nur noch sechs Stunden täglich.«

Dass die meisten Menschen, die für Mechanical Turk arbeiten, in den USA oder in Indien leben, hat einen einfachen Grund: Nur in diesen beiden Ländern kann man sich das Geld, das man als Turker verdient, auszahlen lassen. In Deutschland kann ich meinen Verdienst bisher nur auf mein Amazon-Konto transferieren. Ich verdiene also Geld bei Amazon, das ich nur bei Amazon ausgeben kann. Das könnte sich ändern: Aktuell testet Mechanical Turk auch auf einzelnen Accounts in Deutschland die Auszahlungsfunktion.

Kongus Familie sind seit jeher Bauern gewesen. Der Reis, den sie auf ihrem Feld anbauen, reicht gerade für alle Familienmitglieder, nur bei sehr guten Ernten verkaufen sie auch etwas auf dem Markt. Kongu und sein älterer Bruder, der ebenfalls für Mechanical Turk arbeitet, sind die Ersten in der Familie, die mit dieser Tradition brechen. Bei Mechanical Turk verdienen sie bis zu drei Euro pro Stunde. Drei Euro: Dafür bekommt man hier ein Hauptgericht im teuersten Restaurant der Gegend. Kongu war noch nie in einem Restaurant. »Wenn ich einmal Kinder habe«, sagt er, »dann sollen die auch für Mechanical Turk arbeiten.«

»Kongu«, frage ich, »hast du eine Ahnung, was der Sinn all der Aufgaben ist?« Kongu schüttelt den Kopf. »Manchmal spreche ich mit den anderen Turkern aus meinem Dorf darüber, was wir hier eigentlich machen«, sagt Kongu. »Aber um ehrlich zu sein: Wir haben keinen Schimmer.«

1844, zu einer Zeit, in der die industrielle Revolution in Deutschland Hunderttausende Menschen von Bauern zu Industriearbeitern werden ließ, formulierte Karl Marx die Theorie der »entfremdeten Arbeit«. Diese Theorie besagt: Wenn der Mensch nicht arbeitet, um danach etwas mit dem Produkt seiner Arbeit anzufangen, und wenn er nicht den gesamten Arbeitsprozess überschauen kann, dann wird seine Arbeit ihm fremd. Der Fließbandarbeiter arbeitet nicht, weil er möchte, dass aus seiner Arbeit ein Auto entsteht. Sondern weil er dafür bezahlt wird. Damit wird dem Teil des Tages, in dem er arbeitet, der Sinn

genommen; es entsteht eine Trennung zwischen fremdbestimmter »Arbeitszeit« und »Freizeit«. Das setzt den Menschen unter Stress und macht ihn unglücklich. Und: Weil die Menschen sich immer einig waren in ihrem Ziel, durch ihre Arbeit ihre Umwelt zu verändern, und dieses Ziel jetzt wegfällt, entfernen sich die Menschen voneinander. Sie werden individualisiert.

Viele meiner Freunde stehen gerade an der Schwelle von der Universität zum Berufsleben. Sich zu entscheiden, wie sie sich ihr Arbeitsleben vorstellen, fällt ihnen schwer. Ihre Kriterien? »Es soll zu mir passen«, sagt Tanya. Und Pia sagt: »Wichtig wäre mir, dass mein Job auch irgendeinen Sinn hat.« Als ich ihnen von meiner neuen Arbeit als Turkerin erzähle, sind sie entsetzt.

Seit einigen Jahren arbeite ich gelegentlich an Wikipedia-Artikeln mit. So wie 2,25 Millionen Menschen weltweit. Einen Beitrag auf Wikipedia zu ändern, kostet Zeit und Nerven. Geld gibt es keines dafür. Aber es macht mir Spaß, weil ich das Konzept von Wikipedia mag und weil ich das Prinzip unterstützen möchte, dass man mit etlichen anderen Menschen weltweit an einem Projekt arbeitet, das der Gesellschaft etwas bringt. Als Wikipedia-Autorin habe ich eine ähnliche Arbeitsweise wie als Turkerin. Nur: Bei Wikipedia arbeite ich freiwillig – und ich weiß, wofür.

Ich frage Kongu: »Arbeitest du lieber als Turker oder als Bauer?«

»Das kann ich nicht sagen«, sagt Kongu. »Als Bauer schaffe ich Essen heran, und das brauchen wir. Aber als Turker schaffe ich Geld heran – und das brauchen wir auch.«

Am Abend im Hotel schreibe ich eine Mail an meine Haupt-Auftraggeber bei MTurk. »Ich habe jetzt schon einige Ihrer Aufträge erledigt und wüsste sehr gerne, was eigentlich das Ziel dieser Arbeiten ist.« Ich bekomme nie eine Antwort.

Vor einem halben Jahr hat Kongu geheiratet. Seitdem arbeitet auch seine Frau Yanda als Turkerin. Nachts sitzen die beiden nebeneinander am Schreibtisch in ihrem Schlafzimmer und tippen Kassenzettel ab. »Das ist die einzige Aufgabe, die wir auf Mechanical Turk bearbeiten, sagt Kongu. »Bei allem anderen habe ich Angst, etwas falsch zu machen.« Kongu hatte keinen Englischunterricht in der Schule. Das Risiko, eine Aufgabe misszuverstehen und eine Rejection zu kassieren, möchte er nicht eingehen. So wie alle anderen Turker, die ich in Indien treffe: Obwohl fast alle von ihnen studiert haben, trauen sie sich an die besser bezahlten, komplizierteren Aufgaben nicht heran. Die Angst, die eigene Existenzgrundlage zu gefährden, ist zu groß.

Ach, und hat Kongu einen Tipp für mich? »Ja«, sagt er. »Ich würde anfangen, mit Skripten zu arbeiten.«

Skripte sind Erweiterungen für eine Homepage, die man sich aus dem Internet herunterladen kann. Für mturk.com gibt es Dutzende Skripte. Programmiert wurden sie von Turkern, die sie kostenlos ins Internet gestellt haben.

Zurück in Deutschland installiere ich gleich mehrere Skripte. Das praktischste Skript heißt »Panda Crazy«: Wenn mir eine Aufgabe gut gefallen hat, markiere ich mit einem Button den dazugehörigen Auftraggeber. Sobald der einen neuen Auftrag einstellt, nimmt mein Skript diesen automatisch an. Und spielt eine kurze Melodie, damit ich merke, dass gerade offiziell meine Arbeitszeit angefangen hat. (Eine Melodie, die mich, nebenbei bemerkt, vermutlich noch in zwanzig Jahren in meinen Albträumen heimsuchen wird.)

Damit können andere Turker mir gut bezahlte Jobs nicht mehr wegschnappen, bevor ich bemerkt habe, dass es sie gibt. Am ersten Tag, an dem ich mit Skript arbeite, verdiene ich 4,79 Euro, an meinem zweiten 6,39 Euro, und einige Tage später bringe ich es im Schnitt auf ein Tagesgehalt von etwa zehn Euro.

Diese Bezahlung hat ihren Preis: Statt wie vorher eine von mir festgelegte Stundenzahl auf Mechanical Turk zu verbringen, bin ich jetzt den ganzen Tag online. Oft zehn oder zwölf Stunden. In dieser Zeit lerne ich für die Uni, räume die Küche auf, schaue unlustige Videos auf Facebook – und warte auf die Melodie.

Mein Arbeitstag entgrenzt sich zunehmend. Auch weil ich regelmäßig vergesse, die Seite zu schließen, wenn meine Arbeit für den Tag beendet ist. An einem Abend schaue ich gerade mit meinem Freund eine Fernsehserie, als die Melodie zu spielen beginnt und ich an die Arbeit stürzen muss; ein anderes Mal setze ich in einem hektischen Spurt von der Dusche zu meinem Computer den halben Flur unter Wasser, und grundsätzlich, wenn ich gerade zu einem wichtigen Termin losgehen will, akzeptiert mein Skript noch schnell drei langwierige Aufträge.

Wenn Politiker und Unternehmen über die »Zukunft der Arbeit« sprechen, dauert es niemals länger als drei Minuten, bis das Wort »Flexibilität« fällt. »Flexibel« ist heute nicht mehr die gelenkige Turnerin, sondern der »zeit- und ortsungebundene« Arbeiter.

In Deutschland beginnt die beste Zeit zum Turken am späten Nachmittag, da werden die Auftraggeber aus den USA gerade wach. Ungefähr dann, wenn ich eigentlich aufhören möchte zu arbeiten.

Ist an meinen entgrenzten Arbeitszeiten wirklich die Digitalisierung schuld?

So richtig neu ist das Bedürfnis der Unternehmen nach längeren Arbeitszeiten ihrer Arbeiter nicht: Schon zur Zeit der Industrialisierung war davon die Rede, die technische Entwicklung mache längere Arbeitszeiten notwendig. »Das große Übel des Fabriksystems, wie es gegenwärtig gehandhabt wird«, schrieb die Fabrikkommission des englischen Parlaments in England 1833, »besteht darin, dass es die Notwendigkeit schafft, die Kinderarbeit bis zur äußersten Länge des Arbeitstags der Erwachsenen auszudehnen.«

2016 hat ein Think Tank in Zusammenarbeit mit Personalvorständen unter anderem von Volkswagen, der Telekom, Bertelsmann und Siemens einen Bericht an die Bundesregierung herausgegeben, in dem zu lesen ist: »Die Zehn-Stunden-Arbeitszeitgrenze passt nicht zur Arbeit in Innovation-Labs oder Think Tanks«.

Bei Mechanical Turk habe ich keine Arbeitszeitgrenze. Aber auch sonst lösen sich die Grenzen der Arbeitszeit in Deutschland immer weiter auf: 2016 fand der Arbeitszeitreport Deutschland heraus, dass Vollzeitbeschäftigte in Deutschland pro Woche durchschnittlich fast fünf Stunden länger arbeiten als vertraglich vereinbart. Jeder vierte Erwerbstätige arbeitet inzwischen abends, jeder zehnte nachts. Und als 2010 zuletzt die Urlaubszeiten erhoben wurden, stellte sich heraus, dass 37 Prozent der Deutschen ihren Urlaubsanspruch nicht voll ausschöpfen.

Im alten Konflikt zwischen Kapital und Arbeit um die Länge des Arbeitstages ist der Gewinner klar zu erkennen.

In dem Büro an der indischen Schnellstraße, in dem die indischen Frauen im Akkord Kassenzettel abtippen, wird in erster Linie nachts gearbeitet. Aber auch jetzt, um 14 Uhr Ortszeit, sind immerhin vier der sechs Schreibtische besetzt. Das Büro hat keine Tür. Nur ein dünner, lilafarbener Vorhang schirmt die monoton klickenden Arbeiterinnen von der Sonne ab.

»Wir arbeiten alle an demselben Account«, sagt der Mann, dem das Büro gehört. »Einen eigenen Mechanical-Turk-Account kann sich nämlich nicht jeder von uns leisten.«

In Indien sind Turk-Accounts heiß begehrt. Bis zu 250 Dollar im Monat könne man damit verdienen, erklärt mir der Mann. In einem Dorf, in dem das durchschnittliche Monatseinkommen bei weniger als 150 Dollar liegt, kein schlechtes Geld. Nur: Mechanical Turk lässt seit längerem keine neuen Arbeiter in Indien mehr zu. Deswegen werden die Accounts, die es gibt, zu hohen Preisen gehandelt: 1500 Dollar kostet ein Turk-Account im Schnitt auf dem Schwarzmarkt.

Weil es möglich ist, mit demselben Turk-Account auf mehreren Computern gleichzeitig zu arbeiten, florieren die Turker-Büros in Tamil Nadu. Allein zwischen seinem Dorf und der nächsten größeren Stadt wisse er von fast sechzig Mechanical-Turk-Büros, sagt der Mann. »Viele Leute haben mich gebeten, dir nichts von unseren Büros zu erzählen«, sagt er dann. »Sie haben Angst, dass Mechanical Turk unsere Accounts sperrt, wenn sie davon erfahren. Das wäre eine Katastrophe.«

Zwei Mal seien ihm schon Accounts gesperrt worden. Warum? »Keine Ahnung«, sagt der Mann. »Manchmal schließt Mechanical Turk einfach den Zugang – den Grund habe ich nie herausgefunden.« Seinen Namen solle ich besser nicht schreiben, sagt er. Nicht, dass er Ärger bekomme.

Sind Crowdfunding-Plattformen wie Mechanical Turk gut oder schlecht für meine Kollegen in Indien? Für die Gesellschaft? Für mich?

Je länger ich als Turkerin arbeite, desto sicherer werde ich mir: Das ist die falsche Frage. Denn es ist nicht die Technik, die meinen Arbeitstag entgrenzt. Es ist nicht die Plattform, die mir meinen Urlaubsanspruch streitig macht. Und es ist nicht das »Crowdfunding«, das meine Arbeit entfremdet.

War die Industrialisierung gut für die Gesellschaft? Ja, würde ich sagen und an die Fortschritte denken, die sie uns gebracht hat. Nein, hätten vermutlich die Tausende ausgebeuteten Arbeiter mit den gekrümmten Rücken gesagt und an ihre 16-Stunden-Schichten gedacht. Das Problem ist nicht die Arbeit an sich. Es ist die Ausbeutung.

Im öffentlichen Diskurs gehört beides zusammen: Wer als Crowdfunder arbeitet, muss selbstständig sein, flexibel und unterbezahlt. Und deswegen müssen wir, wenn wir über die Zukunft der Arbeit sprechen, auch über Selbstständigkeit, Flexibilität und Unterbezahlung sprechen.

Aber die Plattform ist nur ein Werkzeug, die schlechten Bedingungen kein Zwang. Auf Seiten wie Mechanical Turk könnte ich auch angestellt arbeiten und gut bezahlt werden, ich könnte – wie für Wikipedia – freiwillig arbeiten, wenn mir die Ziele gefallen, und ich müsste meine Kolleginnen auch nicht als Konkurrentinnen sehen.

Nach sechs Wochen als Turkerin schreibe ich eine Mail an die Pressestelle von Amazon und gebe mich als Reporterin zu erkennen. Ich frage: Stimmt es, dass indische Accounts teilweise ohne Begründung gesperrt werden? Was kann man als Turker machen, wenn der Auftraggeber die Bezahlung grundlos verweigert? Wie entscheiden Sie, wer für Sie arbeiten darf? Wie viel Geld verdient Mechanical Turk jedes Jahr an der Arbeit seiner Clickworker? Keine einzige meiner Fragen wird beantwortet.



Mechanical Turk spricht nicht mit mir.